
METHODE ALS WISSENSCHAFTSSOZIALES PROBLEM

von PATRICK VONDERAU

Die in der ZfM eröffnete Debatte beginnt mit der Beschwörung eines Methodenproblems für die deutschsprachige Medienwissenschaft. Warum hat sie dieses Problem und warum beschwört sie es? Die Autoren haben sich auf Tagungen und Korridoren umgehört. Ihre Antworten bleiben allgemein, konkretisieren aber eine Position, von der aus beschworen wird und werden darf: Die Medienwissenschaft steht unter «Explikationsdruck», es herrscht ein «enormer Originalitätsdruck und Innovationszwang.»¹ Noch sei die «Spannbreite»² theoriegeleiteter Verfahren groß – doch Gefahr droht. Es geht um angestammte «intellektuelle Sensibilitäten und Intuitionen»,³ man denkt an eine aussterbende Spezies, Lemuren vielleicht, nicht an Beamt_innen oder Antragsformulare. Was droht? Die «Empirie». Sie ist Motor einer «institutionellen Normalisierung»,⁴ mit welcher der Geisteswissenschaft der Geist ausgetrieben werden soll. Beschworen wird die Bedrohung von einem Nullpunkt oberhalb des Fachs und seiner Geschichte; Berichte aus den Niederungen empirischen Wirkens bleiben uns erspart. Vielmehr gilt die Sorge dem Erbe von Descartes und Kittler und damit der weiten Spanne zwischen der «Entstehung europäischer Universitäten»⁵ und einer nahen Zukunft, in der das «Erkenntnischema der Naturwissenschaften»⁶ gemeinsam mit den *usual suspects*, also der Kommunikationswissenschaft und Facebook, zu einer Instrumentalisierung des Denkens führen wird, irrigendwie.

«Die Medienwissenschaft hat das Verdienst», so heißt es in diesem Aufschlag zur Debatte, «im Zeichen poststrukturalistischer Programme zur Problematisierung der Methodik in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschungslandschaft beigetragen zu haben».⁷ Tatsächlich steht dieses «Verdienst» zu den Bedarfen der Lehre und Forschung in einem nur als peinlich zu bezeichnenden Missverhältnis. Methodologisch denken reicht nicht und wäre außerdem selbst Empiriker_innen nicht pauschal abzusprechen. Zugleich rutscht dem Beitrag im Folgesatz ein anderes Wort hinein, «Innovationspotenzial», es passt nicht so ganz zu Descartes oder Kittler, bezieht sich aber auf das vorgenannte Verdienst der Medienwissenschaft, dass sich nun «nicht mehr mit voller Wirkung entfalten» könne.⁸ «Innovationspotenzial» ist ein Begriff der Jahrtausendwende, der New Economy und des Akkreditierungs- und Auditingwesens, intuitiv also genau im Brennpunkt der Prozesse, deren «Normalisierung» die Debatte entgegenwirken will. Der Beitrag pflegt eine (alt-)modische Hermeneutik des Misstrauens, die sich so auch auf ihn selbst anwenden ließe: Geht es hier um Methoden oder doch eher um Medienhype für Entrepreneur_innen *in residence*, die sich mit neuem Content eine Seedfinanzierung sichern müssen? Doch der Reihe nach: fünf Thesen zur weiteren Diskussion.

Die erste: An Methoden herrscht kein Mangel. Die Frage ist vielmehr, ob sozialwissenschaftliche



Staatsbibliothek zu Berlin, Haus Potsdamer Straße. Architektur:
Hans Scharoun und Edgar Wisniewski. Foto: Roberto Goycoolea Prado

Empirie die Deutungshoheit und Forschungsfreiheit der Medienkulturwissenschaft so bedroht, wie dies in der ZfM vermittelt wird. Die Bedrohung ist offensichtlich konstruiert und reflektiert weder die Summe aller medienwissenschaftlichen Positionen zum Thema noch das Empirieverständnis anderer Wissenschaften. Die Konstruktion ist reduktiv, sie verkürzt Empirie auf Quantifizierung, Quantifizierung auf Nutzendenken, Nutzendenken auf Natur-, Sozial- oder Kommunikationswissenschaft. Es liegt etwas Gefälliges in dieser Abgrenzung. In der Tat handelt es sich hier um ein deutsches Problem und nicht um eine Methodenfrage. Gern wird unterschlagen, dass viel zitierte Autor_innen wie Jonathan Sterne, Charles Acland oder Wendy Chun in der Kommunikationswissenschaft ausgebildet sind oder arbeiten. Die strikte Trennung zwischen den deutschen Fachgemeinschaften unterläuft einen außerhalb Deutschlands produktiven Diskussionszusammenhang.

Zweite These: Medienkulturwissenschaft ist keine Disziplin, weshalb die Frage nach der Methode auch die der Disziplin nicht berührt, wie im Eröffnungsbeitrag vermittelt wird. Gewiss ist dies keine neue These. Am Beispiel der Filmwissenschaft beschreibt Karl-Dietmar Möller-Naß 1986 eine Disziplin als Kommunikationsprozess zwischen Forschenden, deren Untersuchungen ein Feld konstituieren.⁹ Das Feld ist nicht einheitlich, aber als Ganzes durch Kohäsion und innere Korrespondenzen von seiner Umwelt abgegrenzt. Die Filmwissenschaft hat ihre Methoden, so wie viele andere Felder, die heute institutionell der Medienwissenschaft zugeschlagen werden. Die Verschiedenheit der damit akkumulierten Fachsprachen, der wissenschaftlichen Orientierungen und Wertesysteme, der politischen und ideologischen Kontexte macht es allerdings schwer, sie im System der Medienwissenschaft aufgehen zu lassen. So ist die Medienwissenschaft paradoxerweise weniger als die Summe ihrer Teile. Ihre Felder entstehen

intern wie extern, durch Binnenkommunikation innerhalb von Teilgemeinschaften der GfM (teils formalisiert als AG, teils nicht) ebenso wie durch die Außenvernetzung zu Forscher_innen anderer Disziplinen und Länder. Diese Prozesse lassen sich durch eine Fachgesellschaft nur beobachten, nicht kontrollieren, was die Frage aufwirft, warum sie auf fachgesellschaftlicher Ebene debattiert werden müssen.¹⁰

Dritte These: Die Medienkulturwissenschaft braucht nichts mehr als den offenen Umgang mit Empirie.¹¹ Beim zweiten Hinschauen fällt auf, dass selbst Harold Garfinkel, Gabriel Tarde oder Pierre Bourdieu sowie die gelegentlich zu schicken Methoden-*retreats* aus den USA eingeflogenen Kommunikations- und Sozialwissenschaftler_innen auch quantitatives Erfahrungswissen reflektieren. Von außen wird eingekauft, was im Inneren suspekt erscheint, um dann zur Medientheorie nobilitiert über den deutschen Sonderweg zurückverschifft zu werden: kein sehr nachhaltiges Geschäftsmodell. Nun steht es mit der Medientheorie in Deutschland ein wenig so wie mit der Lust bei Michel Foucault, sie wird gern als potenziell unterdrückt beschworen. Das Beschwören von Repression hat den Zweck, das eigene theoretische Sprechen als Moment einer entschlossenen Überschreitung darzustellen; Medientheorie entzieht sich der Macht des sonst anscheinend vorherrschenden Empirismus, sie «kehrt das Gesetz um und antizipiert ein kleines Stück der künftigen Freiheit».¹² Zugleich birgt ihre Rede ökonomische Effekte und eine klare Arbeitsteilung. Wie innerhalb dieses Theoriesystems <innovative> oder gar erfahrungsrelevante Forschung entstehen soll, bleibt ein Betriebsgeheimnis.

Vierte These: Der größte Unterschied zwischen der deutschsprachigen Medienkulturwissenschaft und der Medienwissenschaft außerhalb ihres nationalen Einflussbereichs liegt nicht im Bereich der Methoden, Empirie oder Theorien, sondern

auf wissenschaftssozialer Ebene. Was die hier dokumentierte Debatte von Diskussionen anderswo unterscheidet, ist, dass sie sich an den Idiosynkrasien von Lehrstühlen ausrichtet und nicht am lebendigen Austausch in einem gegebenen Feld. «Originalitätsdruck und Innovationszwang» sind Effekte einer vehement verteidigten Subjektposition, auf die andernorts gern verzichtet wird, weil gute Wissenschaft sie nicht braucht. In seinem Versuch, Dynamiken innerhalb des Fachs und der Fachgesellschaft einzufangen, beschreibt der Eröffnungstext Methode als notwendiges Übel: Sie assoziiert Gutachter_innenstress und Verdrängungswettkämpfe, überhaupt ist sie eine bloße Äußerlichkeit. Mithilfe einer unzulässig verkürzenden Lesart von Bourdieu und Peter Galison werden Methoden zu simplen Mitteln der Wissenschaftskommunikation. «Man signalisiert» mit ihnen, etwa ein ««Kenner»» zu sein, und doch ist das Ergebnis oft nur provisorisches Gestammel, ««Wissenschaftspidgin»» eben.¹³ Dass Methoden zum eigentlichen Ort der Theoretisierung von Fachgegenständen werden könnten, darauf kommt die Debatte zunächst nicht.¹⁴ Methoden reflektieren aber ein konzeptionelles Engagement mit Empirie (welcher Art auch immer), sie bescheren der Theorie «schmutzige Hände», Hindernisse und Irrwege sowie ethische und rechtliche Folgen, zumal in digitalen Umgebungen.¹⁵ Was wäre für eine in Problematisierungen eingerichtete Wissenschaft interessanter?

Im Aufschlag zur Debatte heißt es: «Medienwissenschaftliche Kritik war und ist Kritik der Moderne, deren Legitimität sich an der Blindheit gegenüber der Wirkmächtigkeit von Medien als differenzkassierenden Strukturen bricht».¹⁶ Doch stellt sich – fünftens – die Frage, ob der Verein im Jahr 2019 diese doppelte historische Festschreibung noch als kleinsten gemeinsamen Nenner seiner Wissenschaftspolitik beanspruchen kann. Im Gegenzug ließe sich mit einem weiteren Trendbegriff der New Economy behaupten, die Medienwissenschaft sei heute nichts als eine

Plattform. Das teilt sie mit den Cultural Studies. Von hier aus ließe sich die Methodendebatte auch abkürzen. Wenn niemand anderes, so helfe uns Agamben: «[E]ine Methode, die auf allen Gebieten gleichermaßen gültig wäre, gibt es nicht – ebensowenig wie eine Logik, die sich von einem Objekt auf ein anderes übertragen ließe.»¹⁷ Somit bleibt die Aufgabe, (a) Methoden in konkreten Forschungskontexten als Methoden zu diskutieren und sie als genuine Momente der Theoriebildung zu begreifen, um so (b) interdisziplinär und international einem Gegenstandsverständnis zuzuarbeiten, (c) dessen je «empirische» Konturen innerhalb von Best-Practice-Diskussionen im jeweiligen Feld der Medienwissenschaft beständig zu überprüfen sind.

¹ Christoph Engemann, Till A. Heilmann, Florian Sprenger: Wege und Ziele. Die unstete Methodik der Medienwissenschaft, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 20, 2019, 151–161, hier 154 f.

² Ebd., 153.

³ Ebd., 149.

⁴ Ebd., 150.

⁵ Ebd., 154.

⁶ Ebd., 153.

⁷ Ebd., 158.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Karl-Dietmar Möller-Naß: *Filmsprache: Eine kritische Theoriegeschichte*, Münster 1986.

¹⁰ In anderen Ländern treten Fachgesellschaften nicht einmal in beratender Funktion für Drittmittelgeber auf. In Schweden etwa werden Gutachter_innen der großen Förderinstitutionen vorwiegend aus dem Ausland bestellt, ohne dass dies zu disziplinären Krisen geführt hätte – im Gegenteil.

¹¹ Vgl. Vinzenz Hediger, Markus Stauff: *Empirie. Einleitung in den Schwerpunkt*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 5, 2011, 10–14.

¹² Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter, Frankfurt/M. 1983, 14.

¹³ Bourdieu und Galison zit. n. Engemann u. a.: *Wege und Ziele*, 152 bzw. 155.

¹⁴ Zur Inspiration empfohlen: Allaine Cerwonka, Lisa Malkki: *Improvising Theory: Process and Temporality in Ethnographic Fieldwork*, Chicago 2007.

¹⁵ Vgl. Gerwin van Schie, Irene Westra, Mirko Tobias Schäfer: *Get Your Hands Dirty. Emerging Data Practices as Challenge for Research Integrity*, in: Mirko Tobias Schäfer (Hg.): *The Datafied Society. Studying Culture through Data*, Amsterdam 2017, 183–201; Eszter Hargittai, Christian Sandvig (Hg.): *Digital Research Confidential. The Secrets of Studying Behavior Online*, Cambridge 2015; Matthew J. Salganik: *Bit by Bit. Social Research in the Digital Age*, Princeton 2018.

¹⁶ Engemann u. a.: *Wege und Ziele*, 158. Eine vergleichbare pejorative Anmutung hat Galisons Beschreibung selbst nicht.

¹⁷ Giorgio Agamben: *Signatura rerum. Zur Methode*, übers. v. Anton Schütz, Frankfurt/M. 2009, 7.